es um den Versuch, die fragmentarischen, gebrochenen, schillernden Gestalten der Erinnerung für einen Moment der Wahrheit zu fixieren, um sie dann wieder freizugeben.

Es ist diese Kunst der Improvisation, der schwebenden, changierenden Deutungen, die diese Prosa schwerelos, nahezu durchsichtig erscheinen läßt. „Irgendwie hatte sie der Dunkelheit das Geheimnis reinen Stils entrissen", schreibt die Autorin über die Jazz-Legende Billie Holiday. Was Elizabeth Hardwick jener schwarzen Sängerin nachrühmt, das ist ihr in den „Schlaflosen Nächten" selbst gelungen.

SACHBÜCHER

1	**Hawking: Eine kurze Geschichte der Zeit** Rowohlt; 34 Mark	(1)
2	**Dönhoff: Eine Kindheit in Ostpreußen** Siedler; 34 Mark	(2)
3	**Kirchner (Hg.): Terra X – Von Atlantis zum Dach der Welt** Lübbe; 44 Mark	(6)
4	**Scholl-Latour: Leben mit Frankreich** DVA; 44 Mark	(4)
5	**Ranke-Heinemann: Eunuchen für das Himmelreich** Hoffmann und Campe; 38 Mark	(7)
6	**Norwood: Wenn Frauen zu sehr lieben** Rowohlt; 29,80 Mark	(3)
7	**Wieck: Männer lassen lieben** Kreuz; 24,80 Mark	(5)
8	**Gorbatschow: Perestroika** Droemer; 36 Mark	(8)
9	**Iacocca: Mein amerikanischer Traum** Econ; 39,80 Mark	(10)
10	**Valérien: Olympia '88** Südwest; 36 Mark	(11)
11	**Krockow: Die Stunde der Frauen** DVA; 32 Mark	(9)
12	**Kürten: Olympische Spiele 1988** Mosaik; 39,80 Mark	(15)
13	**Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!** Scherz; 38 Mark	(12)
14	**Schmidt: Menschen und Mächte** Siedler; 48 Mark	(14)
15	**MacLaine: Zauberspiel** Goldmann; 39,80 Mark	

vom Fachmagazin „Buchreport"

Stimmen von rechts

Julian Jaynes: „Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche". Rowohlt Verlag, Reinbek; 560 Seiten; 48 Mark.

Wann immer die Helden Homers im Krieg um Troja unter Streß gerieten, nahm ihnen eine innere Stimme die Last fälliger Entscheidungen ab: Laut und klar vernahmen Achill wie Agamemnon halluzinierte Befehle, die ihnen wie vom Tonband aus dem Sprachzentrum der rechten Hirnhälfte übermittelt wurden.

Heute hört nur noch die archaische Nachhut der Schizophrenen die Botschaft aus dem Rechtshirn; beim Normalmenschen herrscht dort Funkstille. Als die einst hilfreichen Stimmen vor ungefähr 3000 Jahren allmählich, dann für immer verstummten, erlebte die Menschheit den Verlust als schwer erträgliche Katastrophe.

Das klingt, zugegeben, wie ein neues Phantasieprodukt der als windig bekannten Psychologen-Zunft – ist aber ein wohldurchdachtes Konzept von der Evolution des menschlichen Bewußtseins. Julian Jaynes, 65, Psychologie-Professor an der Princeton University, bedient sich bei seinen Spekulationen aus einem immensen Wissensfundus.

Jaynes

Daß es in den frühesten Schriftzeugnissen von inneren Stimmen nur so schwirrt, daß die Wort-Halluzinationen jedoch keineswegs Furcht auslösten, sondern als Ratgeber in schwierigen Lebenslagen geschätzt, gar als göttlich verehrt wurden – all das weist Jaynes in gelehrten Textanalysen überzeugend nach: Die Stimmen, glaubt er, dienten der „sozialen Kontrolle" in einer Menschheitsepoche, in welcher der einzelne noch kein entscheidungsfähiges Selbst, kein modernes „Bewußtsein" besaß.

Damals, im „bikameralen" Entwicklungsstadium, so lautet Jaynes' Kernthese, verfügte das Menschenhirn über zwei Sprachzentren: Das linke war zuständig für die Alltagssprache, das rechte (inzwischen funktionslos gewordene) „blieb frei für die Sprache der Götter", die in Streßsituationen das Erfahrungswissen der Vorfahren artikulierte.

Denn, so lehrt Jaynes, halluziniert wurden in den Hirnen der bikameralen Menschen die Kommandos der Häuptlinge oder Könige: „Ist der König tot, wird er zum Gott", dessen Stimme in den Köpfen weiterlebt.

Was aber verschlug den göttlichen Stimmen schließlich die Sprache? Es waren, Jaynes zufolge, Naturkatastrophen wie der verheerende Vulkanausbruch in der Ägäis (im zweiten Jahrtau-

send v. Chr.), darauf folgende Völkerwanderungen und die Ausbreitung der Schriftkultur, die dazu führten, daß die inneren Stimmen als Ratgeber immer weniger taugten und am Ende überflüssig wurden – an ihre Stelle trat das reflektierende, individuelle Bewußtsein.

Bis heute, meint Jaynes, werde der ernüchternde Wandel als schmerzlich empfunden, davon zeuge die Fülle der Trance-Techniken in allen Religionen. Selbst in Freuds Psychoanalyse sieht Jaynes nur einen wissenschaftlich verbrämten Versuch, die hilfreichen Stimmen der Vergangenheit heraufzubeschwören – vergebliche Mühe. Die Herrschaft des Bewußtseins, glaubt Jaynes, sei endgültig etabliert, die „Suche nach den verlorenen Göttern" bleibe sinnlos: „Da draußen ist nichts."

Bibel der Ärzte

„MSD – Manual der Diagnostik und Therapie". Vierte, vollkommen überarbeitete und erweiterte Auflage 1988. Urban & Schwarzenberg, München-Wien-Baltimore; 3060 Seiten; 158 Abbildungen; 98 Mark.

Was mag das sein, der Athletenfuß? Die Bornholmer Krankheit? Das Ficksche Prinzip? Wen schützt die Kreuzprobe? Ist eine Landkartenzunge heilbar?

Die Heilkunst, so lästern ihre Kritiker, jongliere mit Worten und Begriffen, am liebsten gänzlich unverständlichen. Erwünschte Nebenwirkung der verbalen Aufrüstung sei die Einschüchterung der Patienten. Dazu bedarf es immer mehr: Als das MSD-Handbuch 1899 zum erstenmal in den USA erschien, hatte es 262 Seiten Umfang, jetzt sind es mehr als 3000.

Weltweit gilt das dicke Buch als die Bibel der Ärzte. Es ist das mit Abstand verbreitetste medizinische Nachschlagewerk der Welt, ein Klassiker der Heilkunde. Alle fünf Jahre wird er aktualisiert – diesmal sind 1724 eigene Krankheitsbilder aus allen medizinischen Gebieten beschrieben. Die vierte deutschsprachige Auflage basiert auf der 15. US-Version; sie ist von deutschen Fachärzten übersetzt und bearbeitet worden.

Das Opus magnum hat seinen guten Ruf zu Recht. In 24 separaten Kapiteln, dem suchenden Daumen dank eingestanztem Griffregister flott parat, wird das Basiswissen der Medizin auf vernünftige Weise präsentiert. Die einzelnen Abschnitte sind in immer gleicher Weise gegliedert. Keinem Autor wurde gestattet, im Lehrgebäude zu eigenem Ruhm ein Dachkämmerchen auszubauen. Damit ist der häufigste Mangel originär deutscher Lehrbücher behoben.

Die US-Orientierung hält sich in erträglichen Grenzen; sie ist geringer als in den Schriften der anglophilen Privatdozenten, deren Chefarztkarriere durch ein Gastarbeiterjahr in Harvard oder Stanford Schwung bekam. Selbst im Kapitel über „Psychiatrische Erkrankungen" hält das MSD-Manual Maß, Mitte und Niveau. „In gestraffter Kürze", so verspricht der deutsche Herausgeber Professor Karl Wiemann, wolle man Aktualität und Praxisnähe vermitteln. Als Leser schwebt den Autoren der interessierte praktische Arzt vor. Wenn er die Mediziner-Bibel liest oder nachschlägt (und sich dazu noch das „Klinische Wörterbuch" des Willibald Pschyrembel gönnt), kann wenig schiefgehen.

Das Buch ist aber auch den „medizinischen Laien" zugänglich. Gliederung, Sachverzeichnis und Verweise erlauben die Tunnelfahrt ins Dunkel der Heilkunst. Alles kommt ans Licht – nur nicht die Geheimnisse der Chirurgie; sie sind wissentlich ausgespart. Messerhelden lesen nicht.

Münchner Biedermeier-Ausstellung*: Hochstand von Kultur und Handwerk, Delikatesse

KUNST

Schönheit im Gefolge

Reichtum der Spar-Epoche: Eine Münchner Ausstellung definiert das Biedermeier als erstaunlich modernen Kunststil.

Wohnen möchte man da. Plötzlich sind die Räume im Münchner Haus der Kunst auf Maße reduziert, die lebenden Menschen wohltun. Nur schemenhaft und ganz von oben, hoch über halb durchsichtigen Plafond-Abhängungen, schaut noch die verkrampfte Monumentalität der Nazi-Architektur herab. Seitlich aber bricht simulierter Sonnenschein durch die Fenster von Leichtbauwänden.

Eingerichtet sind die derart erfreulich proportionierten Räume mit einem Mobiliar von unaufdringlicher Gediegenheit, mit Kommoden und Vitrinenschränken, Schreibtischen und Polsterstühlen, die der Besucher am liebsten gleich in Gebrauch nähme – nicht anders als so manches schlicht-elegante Stück Porzellan- oder Silbergeschirr. Und von gemalten Bildern blickt ihn eine Galerie würdiger, vertrauenswürdiger Bürgersleute an. Keine Hektik, kein Getue, sehr angenehm.

Ein Zeitalter wird besichtigt, inventarisiert und auf den Begriff gebracht.

Dieser Begriff heißt „Biedermeier". Er lautet auch im Englischen oder Französischen so und nicht anders, und er beschwört eine 1855 erfundene Witzfigur heimatlich-provinzieller Prägung herauf – die Leitgestalt „jener vormärzsündflutlichen Zeiten", in denen, nach Meinung der „Fliegenden Blätter", „Teutschland noch im Schatten kühler Sauerkrauttöpfe gemütlich aß und das Übrige Gott und dem Bundestage anheimstellte". Der Maler Carl Spitzweg hat die Epoche rückblickend mit ziemlich flachem Witz und riesigem Erfolg karikiert. Aber schon um die Jahrhundertwende galt manchen Designern auch wieder das „Biedermeier als Vorbild".

Kulturhistorische Zeitpanoramen jener Atempause zwischen Befreiungskriegen und Revolution sind erst kürzlich, 1987 in München und dieses Frühjahr in Wien, entfaltet worden. Jetzt im Haus der Kunst hingegen wird, nur scheinbar bescheidener, speziell die „Kunst des Biedermeier" ins Visier genommen**. Georg Himmelheber, Landeskonservator am Bayerischen Natio-

* Rekonstruierter Wohnraum; Porträtbüste von Johann Heinrich Dannecker, Gemälde von David Sulzer; u.: Saucière von Wallnöfer.

** Bis 26. Februar. Katalog im Prestel-Verlag; 320 Seiten; 48 (im Buchhandel 98) Mark.